

Wolfgang Vögele

Gebäude des Glaubens – Architektur der Macht? Den Raum der Kirchen lesen

„Im Raume lesen wir die Zeit“. Diesen Titel trägt eines der neueren Bücher des Kulturwissenschaftlers Karl Schlögel, der an der Europauniversität Viadrina in Frankfurt/Oder lehrt. Die Geschichtswissenschaften vernachlässigen die Dimension des Raumes zugunsten der Dimension der Zeit, so lautet seine These. Schlögel nimmt damit den sogenannten spatial turn der Kultur- und Geschichtswissenschaften auf.

Historische Erzählungen und Berichte sind in der Regel chronologisch angelegt. Das aber wird bestimmten Typen von Raumerfahrung nicht gerecht. Denn Städte zum Beispiel erleben Bewohner und Touristen nicht zuerst chronologisch, sondern räumlich: Sie sehen gleichzeitig Gebäude, Monumente und Denkmäler unterschiedlicher Epochen, eine unübersichtliche Mischung aus Ruinen, Wiederaufgebautem und Neugebautem, das in unterschiedlichen Ebenen und Schichten erkennbar wird. Diese unübersichtliche Mischung besitzt keine systematische Ordnung, sondern sie ist etwas historisch Gewachsenes. Gebäude gruppieren sich um Plätze, Sichtachsen, Avenuen und Boulevards: Wachstum und Dekonstruktion, Abbrüche und Neuanfang treten an die Stelle von Plan und Ordnung.

Diese topographische Gleichzeitigkeit unterschiedlicher (architektur-)historischer Epochen lässt sich nur sehr aufwendig chronologisch auflösen. Und sie widerspricht der unmittelbaren Erfahrung: Wer als Touristin oder Tourist eine Stadt besucht, nimmt das Stadtpanorama nicht chronologisch, sondern eben räumlich wahr. Und für

diese räumliche Wahrnehmung ist charakteristisch, dass Ungleichzeitiges, Unvergleichbares, Unzusammenhängendes nebeneinander besteht. Aus der chronologischen Wahrnehmung gehen andere Erfahrungen hervor als aus der topographischen. Zeit- und Raumerfahrung unterscheiden sich.

Das gilt auch für die Kirchen, die die europäischen Stadtbilder größtenteils bestimmen. Die Kirchen haben ihren besonderen Ort in diesen labyrinthischen, ungleichzeitigen Stadtpanoramen. Sie gehören zu den Monumenten, die einem Stadtbild ihr Gepräge geben. Das Stadtbild aber ist nicht flach, sondern bestimmte Orientierungspunkte stechen hervor. Monumente machen auf Orientierungspunkte aufmerksam. Monumente verbinden Orte mit einer bestimmten Erinnerung; sie lenken die Aufmerksamkeit vom selbstverständlichen Alltag der Passanten auf Geschichte, sei es politische oder nationale Geschichte. Diese These des ungarischen Architekturhistorikers Akos Moravanszky lässt sich auf die Kirche anwenden.

Kirchen sind gleichzeitig Orte der Erinnerung und des Rituals, Orte der Erinnerung an Gott und Orte des Gottesdienstes. Wer an Gott erinnern will, muss von ihm erzählen und ihn feiern. Insofern sind Kirchen religiöse Monumente, die sich in Kontrast und Kontinuität dem Stadtbild einfügen. Es gibt Kirchen, die überragen das Stadtbild wie der Prager Veitsdom oder der Kölner Dom. Sie sind gleichzeitig Monumente, symbolische Orte und geographische Orientierungspunkte. Sie ordnen sich ein in die symbolische Geographie einer Stadt. Manchmal bestimmen sie sie.

An den Städten Ostmitteleuropas lässt sich daraus einiges lernen. Riga in Lettland, das früh zur Reformation übergetreten war, ähnelt mit seinen Kirchen den übrigen Hansestädten der Ostsee wie Lübeck, Wisby, Rostock oder Stralsund. Je nachdem, ob Polen oder Schweden das Sagen hatten, gewannen Katholizismus oder Protestantismus mehr Einfluss. Die wichtigen Kirchen stehen in der Altstadt. Eine orthodoxe Kirche, Anzeichen russischer Vorherrschaft, hatte dort keinen Platz mehr, sie konnte nur am Stadtrand errichtet werden. Nach der „singenden Revolution“ von 1989 gab der Staat den Kirchen ihre Gebäude zurück. Die Menschen in Lettland wollen ihre Kirchen „so wie früher“ haben, erklärte der Erzbischof der lutherischen Kirche, Elmar Rozitis. Darum nehmen sie für den Gottesdienstbesuch auch den langen Weg aus den Vorstädten in die Rigaer Altstadt in Kauf.

Ganz andere Geschichten lassen sich aus polnischen Kirchen ablesen, die heimlich und ohne Baugenehmigung mit mühsam zusammengetragenen Steinen gegen den Willen des widerstrebenden kommunistischen Regimes zwischen 1950 und 1989 in vielen Vorstädten errichtet wurden. Der Wegfall des Widerstands der Baubehörden im Jahr 1989 führte zu einer Renaissance polnischen Kirchenbaus und zu einer architektonischen Demonstration der Kirche.

Am Beispiel Polens und Lettlands, aber auch anderer osteuropäischer Länder zeigt sich: In dieser symbolischen Architektur und Geographie begegnen sich ohne weiteres Theologie und Kulturwissenschaften. Und darüber wäre dringend weiter zu forschen. Die Theologie pflegte dabei stets ein ambivalentes Verhältnis zu manifesten Gebäuden. Darin spiegelt sich die Prophetie des Jesus von Nazareth, dem die Ankündigung der Tempelzerstörung zugeschrieben wird, und andererseits ein gewisser Hang zur Spiritualisierung des Christen-

tums. Der Kölner Theologe Alex Stock zitierte in seinem Vortrag Eusebius von Cäsarea, der sagte: „Der eigentliche Tempel Gottes ist zuallererst die vernünftige Seele.“ Wer das aber behauptet, dem sind die Städte und ihre Geschichten sozusagen eschatologisch gleichgültig. Wie der Hebräerbrief sagt: Christen haben in dieser Welt „keine bleibende Stadt“.

Die Bemerkung des Eusebius gewinnt heutzutage eine gewisse Ironie daraus, dass den Kirchen in Deutschland, aber auch in vielen osteuropäischen Ländern immer weniger „Seelen“ angehören, während die Kirchen als Häuser Gottes in ihrer architektonischen Gestalt auf eine andere Weise „bleiben“ als man es sich nach den Worten des Hebräerbriefes je vorstellen konnte.

Noch stehen aber die Städte, und das himmlische Jerusalem ist noch nicht aufgebaut. Das himmlische Jerusalem ist eine Kritik aller bestehenden Städte, und es braucht die Erinnerung an Gott nicht. Wo Gott selbst anwesend, präsent, sichtbar ist, da braucht niemand mehr an ihn zu erinnern. In den Labyrinthen der Ungleichzeitigkeit, die unsere Städte sind, verweisen die Kirchen auf eine transzendente Dimension des Lebens, die über Alltag und Politik hinausreicht. Kirchen sind zum Zufluchtsort geworden.

Der Berliner Theologe Rolf Schieder sagte: „Das Asyl und nicht der Exodus ist das große Thema unserer Zeit.“ Ein Asyl ist ein Zufluchtsort, ein Ort jenseits der ausgetretenen Alltagspfade, ein Ort des Schutzes und der Straflosigkeit. Am Ort des Asyls herrschen andere Maßstäbe als in der Lebenswelt. In den Städten können Stadtbürger wie Touristen zwischen beidem wechseln, zwischen Kirchen und Orten der Macht, zwischen zukünftiger und gegenwärtiger Stadt, zwischen Geschichte und Utopie. Der bloße Anblick von Kirchen sorgt dafür, daß Städte nicht in der Dimension des Gegenwärtigen untergehen.